



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

T a g e b u c h.

I.

A u s W i e n.

Physische Erziehung. — Censurcollegium. — Preßzustände. — Eisenbahnen.
— Die Brücke am Schottenthor. — Der Schugverein für entlassene Sträflinge.

Es scheint nun doch, als ob unsere Regierung, oder vielmehr die k. k. Hofstudiencommission, welche das gesammte Schulwesen der Monarchie leitet, in Betreff der physischen Erziehung eine durchgreifende Reform beabsichtige, denn durch einen Erlaß der Landesstelle ist dem Waisenhause befohlen worden, fortan entsprechende gymnastische Uebungen mit dem gewöhnlichen Schulunterrichte zu verbinden, damit die leibliche Wohlfahrt nicht Schaden leide über der ausschließlichen Sorge für die geistige Ausbildung. Auch hat die Musterhauptschule zu St. Anna nach der Pensionirung des gealterten Professors Mozsek in der Person des Dr. Nesper, welcher unter dem Namen Dr. Falkner auch als Schriftsteller vielfach thätig ist, einen anderen Professor der physischen Erziehungskunde erhalten, dessen jugendliches Feuer der guten Sache, wenn ihm anders das Feld frei gegeben wird, gar sehr zu Statten kommen dürfte. Dr. Nesper liest seine Collegia in der pädagogischen Abtheilung der genannten Anstalt, deren Besuch den sich heranbildenden Schullehrern zur Pflicht gemacht ist und nur, wenn das künftige Lehrpersonal selbst mit der Turnkunst vertraut geworden, läßt sich eine umfassende Durchführung des Turnunterrichts in den Volksschulen auf eine nachhaltige Weise bewirken. Was uns indeß nicht gefallen mag, das ist die Anhängselstellung dieser Professur, denn während jeder ordentliche Lehrer an der genannten Musterhauptschule einen Gehalt von 600 Gulden bezieht, der sich in Folge des Repetitionsunterrichts mindestens verdoppelt, bezieht Dr. Nesper gleich seinem Vorgänger bloß eine jährliche Besoldung von 200 Gulden. Sehr wünschenswerth wäre es, die gymnastischen Spiele so schnell als

möglich in dem Blinden- und Taubstummeninstitut einzuführen; die Befähigung des Blinden für Leibesübungen ist außer allem Zweifel und die gymnastischen Künste, die in der Blindenanstalt zu Paris stattfinden, liefern den praktischen Beweis von der Möglichkeit, auch die lichtlosen Unglücklichen an einer Sache Theil nehmen zu lassen, welche bei der ängstlichen Langsamkeit ihrer sonstigen Lebensweise, welche nothwendig eine physische Erschlaffung herbeiführen muß, doppelt nützlich und dringend erscheint. Nicht minder förderlich ist das gymnastische Element für den Taubstummen, bei dem obenein die aus der Blindheit hergeleiteten Bedenklichkeiten gänzlich wegfallen, indem die geringe Anstrengung der Lunge bei Sprachlosen dieses wichtige Lebensorgan in der Regel sehr bald verkümmern läßt, so daß ein beschleunigter Athmungsproceß in Folge physischer Anstrengung höchst gesund erscheint und nicht wenig vortheilhaft auf das leibliche Wohlbefinden taubstummer Zöglinge einzuwirken im Stande wäre. Hat doch die Wahrnehmung der schädlichen Folgen der geringen Lungenthätigkeit schon die Lippen- und Sprachsprache bei den Taubstummen in Aufnahme gebracht, womit wohl weniger ein Medium allgemeiner Mittheilung, als ein Ersatz für jene wohlthätige Wirkung geboten werden sollte, die die Sprachthätigkeit auf die Lunge des Menschen überhaupt ausübt.

Man beschäftigt sich hier seit längerer Zeit mit der Errichtung eines Censurcollegiums, das die Stelle des in Preußen geschaffenen Obercensurgerichtes vertreten soll und als dessen Präsidenten man den Hofrath Doctor Hurter bezeichnet, welcher das vollste Vertrauen des Staatskanzlers besitzt. Doch macht Doctor Hurter die Annahme der ihm zugeordneten Präsidentenstelle von der Bedingung abhängig, daß das zu errichtende Censurcollegium als die oberste Behörde in Preßangelegenheiten aufgestellt werde und in keinerlei Abhängigkeit von der Polizeihofstelle sei. Durch diese kategorische Bedingung ist die ganze Sache schwierig geworden, denn von Seiten des Polizeipräsidenten würde ohne Zweifel die Losrennung des Censurwesens, womit er bis jetzt betraut war, als eine verletzende Handlung, als ein Beweis vor Unzufriedenheit betrachtet werden, deren sich die Regierung nicht schuldig machen will. Unsere Preßzustände haben eine so unglückliche Wendung genommen, daß man jede Neuerung willkommen heißen muß; mit Beginn des Jahres ist dem adeligen und kaufmännischen Casino, dem juridisch-politischen Leseverein und mehreren anderen Privatgesellschaften der Fortbezug einer bedeutenden Anzahl, unter deutscher Censur erscheinender Blätter untersagt worden, worunter der Herold, die Deutsche Allgemeine, die Bremer und Weserzeitung, ja sogar die Kölnische Zeitung und die unschuldige Europa!

Die berückichtigten Angelegenheiten der ungarischen Centralbahn fangen an immer verwickelter zu werden und es zieht sich ein furcht-

bares Gewitter über den Häuptern der Directoren zusammen, dessen gerichtliche Entladung für Manchen höchst verderblich sein wird. Hauptmann Wurmb zumal geräth durch die über sein Benehmen veröffentlichten Thatfachen in eine gänzlich unhaltbare Stellung, die ihn, falls er sich nicht gänzlich reinigen kann, zwingen wird seiner Officierstelle zu entsagen. Die eidliche Aussage des Herrn Farkas in Pesth hat seinem Ruf den Todesstoß gegeben, denn er wird dadurch der Fälschung von Documenten angeklagt. Man ist unendlich gespannt auf den Ausgang der verwickelten Geschichte. — Eine kaiserliche Entschliezung vom 18. Jänner hat das Schicksal der großen italienischen Eisenstraße von Venedig nach Mailand entschieden festgestellt. Auf dem Wege der Uebereinkunft wurde bestimmt, daß der Staat den Ausbau und den Betrieb derselben übernimmt, wozu ein unter der Generaldirection der Staatsbahnen stehendes Bauinspectorat für diese Linie gebildet wird, dem die technische Leitung obliegt, indeß der permanente Ausschuß das Geschäft der Controlle übt. Die Wünsche der Generalversammlungen sollen für die Staatsverwaltung nicht verbindlich sein, aber möglichste Berücksichtigung finden. Wichtig ist die Bestimmung, welche den einstweilen verfallenen Actien die Möglichkeit der Rehabilitation zusichert, und die Zusage den Bau bis 1848 zu vollenden. Zuletzt bleibt es der Gesellschaft nach Verlust der zwei ersten Betriebsjahre freigestellt, von den Vortheilen der kaiserlichen Entschliezung vom 22. December 1842 Gebrauch zu machen oder nicht, nämlich die Bahn selbst zu behalten oder an den Staat abzutreten, wobei das Anlagekapital den Actionären in 4 procentigen Staatsschuldverschreibungen vergütet würde. Die Zweigbahnen der Bolognener Bahn strecken sich nach allen Seiten polypenartig ins Land, denn während die Vergnügungsbahn nach Larenburg bereits im Laufe dieses Sommers dem Verkehr übergeben ward, steht für den kommenden Sommer die Eröffnung der Zweigbahn nach Raab bis Bruck an der Leitha zu erwarten, während schon im Herbst eine dritte Zweigbahn von Wiener Neustadt bis Dedenburg in Ungarn vollendet sein wird. Baron Sina sucht sich für die verlorenen Chancen einer Eisenstraße nach Triest, die der Staat sich vindicirte, durch ein Netz von Zweigbahnen zu entschädigen, das die südliche Umgebung der Hauptstadt auf einen Umkreis von 15 — 20 Meilen beherrschen wird und bei der Lebhaftigkeit des Verkehrs in diesem Landstrich mit der Metropole gewiß eine höchst rentable Unternehmung bilden dürfte.

Die vor einigen Jahren erbaute Brücke am renovirten Schottenthore ist in der That ein leuchtendes Denkmal österreichischer Architektur und verdient mit den kühnsten Bauwerken der alten Römer in Vergleich gestellt zu werden. Sie besitzt nämlich die lobenswerthe Eigenthümlichkeit, in jedem Jahre regelmäßig einigemal zusammen-

zubrechen, was natürlich ihrem Zwecke vollkommen angemessen ist, von Seite des unerfahrenen Publicums aber, das keine Ahnung hat von der eigentlichen Bedeutung dieses sinnigen Kunststückes, gänzlich mißverstanden wird, so daß sich jetzt die freilich ganz und gar lächerliche Meinung gebildet hat, als hätten die Herren Ingenieure, welche den Bau führten, die Absicht gehabt, eine ordinäre fahrbare Brücke herzustellen, wie sie jeder gewöhnliche Polierer auf dem Lande zu bauen vermag, während es ihnen darum zu thun war, die Residenz mit einer Karität zu zieren. Und in der That, die staunenswerthe Regelmäßigkeit, mit welcher besagter Brückenbau in bestimmten Zeiträumen zusammenknickt, streift an das Wunderbare und gibt der Vermuthung Raum, als stehe diese kunstreiche Vorrichtung mit einem Uhrwerk in Verbindung, welches den Zeitpunkt des Zusammenbrechens regulirt. Der Scharfsinn und Geschmack der Pontifications-Ingenieure ging aber noch weiter und wußte die überraschende Senkung des Dammes noch mit anderen Annehmlichkeiten auf eine recht sinnige Weise zu verschmelzen, wozu wir besonders gewisse erfrischende Wasserspiele zählen möchten, die sicher den Beifall aller Verständigen für sich haben. Mit der Senkung des Dammes brechen nämlich die durch denselben geführten gußeisernen Röhren der Wasserleitung geschickt entzwei, und das ihnen entströmende Trinkwasser hat der praktische Geist der Baumeister dazu benützt, die herrlichsten Wasserkünste spielen zu lassen, welche einen prächtigen Anblick gewähren. Weniger offenkundig scheint uns die künstlerische Intention in Bezug auf die Gasluft, die aus den durch dieselbe Mechanik zertrümmerten Leitungsröhren der Gasbeleuchtungsanstalt entweichen. Um aber ohne Blume zu sprechen, so erwähne ich schließlich nur, daß die gänzliche Unbrauchbarkeit des Brückendamms dadurch verschuldet zu sein scheint, daß statt des erforderlichen und vielleicht auch in den Voranschlag gebrachten festen und trockenen Kiefers der Schutt abgebrochener Häuser zur Anschotterung verwendet ward, der zwar bedeutend wohlfeiler kommt, aber den großen Nachtheil hat, in der Folge durch die eindringende Nässe zersetzt zu werden, was dann eine Senkung nothwendig mit sich bringt. Bei einer wohlfeilen Regierung fährt man zwar gut, allein über eine wohlfeile Brücke desto schlechter.

Der Schutzverein für entlassene Sträflinge hat endlich einen Schutzpatron gefunden; er, der die aus den Strafanstalten entlassenen Verbrecher in seine Obhut nimmt und einem besseren Lebenswandel zuzuführen strebt, er, der sich zum Patron der Reue und der Verstorbenen aufgeworfen, hätte beinahe selbst keinen Patron gefunden. Es ist seltsam, aber dennoch wahr; in anderen Ländern unterstützt und fördert man auf alle mögliche Weise derlei Tendenzen, die dem Staate seine Pflicht erleichtern und den oft durch unvollkommene Gesetze moralisch erkrankten Theil der Bevölkerung wieder gesund zu machen

trachten, während man bei uns schon Viel gethan zu haben glaubt, wenn man der Sache ihren freien Lauf läßt und sie nicht gleich von vornherein verbietet. Zuerst hieß es, man müsse erst abwarten, welchen Fortgang der genannte Verein nehme und ob er überhaupt zu einer gesicherten Existenz gelangen werde; nachdem dies geschehen und der Verein in wenig Monden fest begründet da stand, hieß es wieder, man müsse vorerst die Vereinsthätigkeit abwarten, ehe an die Annahme des Patronats von Seite eines Mitgliedes des Kaiserhauses zu denken sei und als endlich auch diese ziffermäßig belegt und amtlich bekräftigt vorlagen, geschah — wiederum Nichts. Indes, allen übrigen hiesigen Wohlthätigkeitsanstalten, jedes Spital, jede Kinderschule und Bewahrungsanstalt einen Prinzen oder eine Prinzessin an der Spitze hat, wurde just dieser edelsten Bestrebung des modernen Reformgeistes die Auszeichnung verweigert, die, man sage, was man wolle, dem glücklichen Gedeihen des Instituts in jedor Beziehung zu wünschen gewesen wäre. Nach langem Herumirren hat sich endlich der Erzbischof, Herr von Milde, bereit finden lassen, das Patronat des Vereins zu übernehmen, dem eine allzu grelle Einmischung klerikaler und religiöser Elemente nicht eben sehr förderlich sein möchte, da es bei den meisten Verbrechern, die noch einer Besserung fähig sind, sich weniger um Irreligiösität, als um Erwerbsmonopol handelt. Der frömmste Mensch wird endlich stehlen und rauben, wenn die Noth ihn zwingt, während der Gottloseste sich keines Verbrechens schuldig macht, bloß weil das Schicksal ihm ein reichliches Auskommen bescheert hat.

II.

Aus Prag.

Literarisches. — Der Proceß der Wallensteinschen Familie. — Eine censirte Flugschrift.

So sehr jetzt im ganzen Böhmerlande ein reges Leben auf dem Felde der materiellen Interessen herrscht, kann man doch nicht sagen, daß das geistige Leben davon erdrückt werde, wenn auch mancherlei bekannte Hindernisse ein frischeres Entfalten desselben nicht eben sehr begünstigen. Mit Theilnahme hat man hier den in Jordans slavischen Jahrbüchern gestellten Plan von der Organisation eines regelmäßigen slavischen Buchhandels vernommen, der bei arger Zersplitterung, an welcher die literarische Bewegung im Slaventhum derzeit leidet, eine Concentrirung gerade höchst wünschenswerth erscheinen ließe. Ein schmerzliches Interesse muß die in Leipzig erschienene Schrift: „Ein Tag aus der böhmischen Geschichte“ bei jedem Freunde seines

Vaterlandes erregen, denn sie führt uns in jene unglücklichste Periode der böhmischen Historie, wo die Nationalität den Todesstoß erhielt und der geistige Horizont des Landes für ewig verfinstert wurde. Die schmucklose Erzählung des wackern Koscius von dem Todesgange der herrlichsten Männer des Volkes macht das Herz des Lesers krank vom Schmerz der heiligsten Wehmuth, während die von moderner Feder geschriebene Einleitung nicht geeignet sein dürfte, diese Stimmung zu erheitern und einen Balsam zu gießen in die Wunden eines patriotischen Herzens.

Der Proceß einiger Cavaliere, worunter der Fürst Windischgrätz als Hauptbetheiligter, gegen den Fiscus in Betreff der Wallenstein'schen Erbschaft, ist bekanntlich nun doch zu Gunsten des Staates entschieden worden; und es war auch nicht anders zu erwarten denn zu welchen aristokratischen Besitzthümern in Böhmen hätte nicht eine Entscheidung zu Gunsten der Erben führen müssen! Die Entwicklungsgeschichte dieser Rechtsfrage ist höchst interessant und verdiente wirklich gründlich und unparteiisch dargestellt zu werden, als ein kostbarer Beitrag zur Geschichte der Hochverrathsproceße und politischen Verbrechen. Im zweiten Decenium des laufenden Jahrhunderts wandten sich einige mit dem Geschlecht des Wallensteiners verschwägerte Uedelige mit der Bitte an den damaligen Kaiser, auf Grund der neuesten Geschichtsforschungen, welche das Andenken des Herzogs von Friedland von der Schuld des Majestätsverbrechens frei sprechen, den Gemordeten durch eine großmüthige Erklärung von dem Brandmal zu reinigen, das die Tradition ihm aufgedrückt hatte. Der Kaiser faßte dieses Anliegen lediglich vom Standpunkte der Familienehre auf und bewilligte diese Genugthuung, als ein leicht zu gewährendes Gnadenmittel, wodurch jede bittere Erinnerung ausgelöscht würde, ohne der Gegenwart irgend etwas zu vergeben. Doch kaum war dieser Act geschehen, als die Verwandten mit den juristischen Consequenzen desselben hervortraten, und die Staatsregierung in keine geringe Verlegenheit setzten. Nach den vorausgegangenen Prämissen konnte die Regierung nicht anders, als die Proceßfähigkeit der Sache anerkennen, und so hat denn diese zu einer publicistischen Wichtigkeit erwachsene Rechtsfrage alle Instanzen durchgemacht, bis sie zuletzt im Sinne des Fiscus ihre Erledigung fand. Unter diesen Umständen mag es nicht ohne Interesse sein zu erfahren, daß soeben von dem mährisch-ständischen Bibliothekar Wolczek in der Bucherei zu Pirnitz mehrere Briefschaften von der Hand des Friedländers entdeckt worden sind, welche die Person des merkwürdigen Mannes in einem neuen, aufschlußreichen Lichte erscheinen lassen.

Zuletzt noch ein Beitrag zur Charakteristik unserer inneren Zustände und der mannigfachen Gelüste, die sich im Verborgenen bewegen

und nur desto beachtenswerther sind, je seltener sie Gelegenheit finden unverhüllt und greifbar ans Licht zu treten. Vor Kurzem erschien mit dem Imprimatur des Censors in der erzbischöflichen Druckerei eine in deutscher und böhmischer Sprache abgefaßte Flugschrift, von wenigen Blättern, welche in den Schulen unentgeltlich vertheilt und sonst um 1 Kreuzer W. W. verkauft wurde. Sie war „Warnung an das Volk“ betitelt und zog gegen die Juden zu Felde, die an allem Unheil und an jeder Noth der Zeit schuld sein sollten; ein finsterner Geist der Unduldsamkeit glogte aus der Broschüre, die ganz und gar die Lehren des Communismus in vollendetster praktischer Anwendung zur Schau trug und als deren Verfasser der Kaplan Schneider genannt wird. Die aufmerksam gemachte Staatsbehörde hat auch sogleich der Abdruck der zweiten Auflage untersagt und dafür in ähnlichem Format und Druck ein anderes Schriftchen ausgeben lassen, dessen versöhnlicher Inhalt die verderbliche Wirkung der ersten Broschüre wieder aufheben sollte.

III.

Reichenbegängniß einer Tyroler Patriotin.

Aus Innsbruck.

Als ich ihnen das letzte Mal aus unsern Bergen nach Leipzig schrieb und die Angelegenheiten des Tyrolerländchens von einer andern Seite zu beleuchten suchte, als dies von der Postzeitung und Abendzeitung in Augsburg in der Regel geschieht, die sich zwar am meisten mit uns beschäftigen, allein sich ausschließlich auf confessionelle Dinge beschränken, glaubte ich nicht, daß sich sobald wieder Gelegenheit finden würde etwas zu berichten, das geeignet wäre ein allgemeines Interesse zu erregen.

Auf glatter Schneebahn im leichten Schlitten unter gellendem Schellengeläute, flog ich den Weg längst dem Innfluß nach dem kleinen Bergstädtchen Hall hinab, das nur zwei Stunden von hier entfernt ist und wo an diesem Tage eine ernste patriotische Feier Statt finden sollte, welche viele Gäste aus der Hauptstadt dahin lockte. Unter heiterem, wechselvollem Gespräch erreichten wir das freundliche Städtchen, dessen Bewohnerzahl heute durch einen ganz ungewöhnlichen Zufluß von Landleuten aus der Umgebung nicht wenig vergrößert wurde; in allen Gassen, auf allen Plätzen bewegten sich die gedrängten Schaaren und bei der eigentlichen Beschaffenheit des Bodens, auf dem Hall steht und welcher dergestalt bergig und abschüssig ist, daß man von einer Gasse zur andern nur mittelst steilen und schmalen Holztreppe mit abgetretenen Stufen gelangen kann, bot das bunte, geräuschvolle Leben, das sich an dem sonst so stillen Ort entfaltete ein höchst anziehendes und mittelalterlich originelles Gemälde dar.

Die Veranlassung dieses festlichen Zusammenströmens der Volksmassen im kalten Jänner gab das feierliche Leichenbegängniß der in dem Alter von 83 Jahren verstorbenen Witwe des berühmten Schabeyrarmajors Speckbacher, welche lange Jahre hindurch in dem friedlichen Bergstädtchen wohnte und seit dem Tode ihres wackern Gatten, der im Jahre 1820 starb, eine Staatspension von 500 Gulden C. M. bezog. Die würdige Matrone hatte in der Zeit der Bedrängniß alle Gefahren der Insurgenten getheilt und stand gleich einer beherzten Spartanerin ihrem tapfern Mann zur Seite in Kampf und Noth. In dieser alten Frau verehrte das Volk, das trotz aller bitteren Täuschungen noch immer mit wehmüthiger Begeisterung an den Erinnerungen des ruhmvollen Nationalkampfes hängt, den Genius jener verklangenen Tage, die Belleida seiner schmerzlich erhobenen Vergangenheit! Man kann sich den Eindruck denken, den die Kunde von dem Hintritt der Matrone machte, deren Persönlichkeit mit dem Ruhm und dem Streben des Volkes so innig verwachsen ist, daß mit der Auflösung der einen auch die andern zu verschwinden scheinen. Das harmlose Volk in den Bergen liest keine Bücher und kennt die historischen Verherrlichungen nicht, womit die deutsche Presse es alljährlich in hübschen Schriften mit prächtigen Stahlstichen oder schmucken Holzschnitten beschenkt, es kennt seine Vergangenheit bloß aus den Kopfnarben des alten Vaters der immer so kläglich wimmert, wenn der Eiswind über die Firnen streicht und die verharste Wunde zu schmerzen anfängt, aus dem grünen Grabeshügel, der die Leiche des durch eine bairische Flintenkugel getödteten Bruders deckt und aus den verkohlten, schwarzen Ruinen, die noch hie und da, selbst in dem lebendigen Schwaz, aus der Zeit der Mordbrennerei unter Webe und Lesebre zu sehen sind. Der Tod der Frau Speckbacher ist für das historische Gedächtniß des Bergvolks derselbe Verlust, als der Untergang der verloren gegangenen Bücher der römischen Geschichte des Livius für den Gelehrten; die Verstorbene war für das Landvolk in Tyrol ein recht lebendig geschriebenes Kapitel aus der Geschichte des Jahres 1809 und Illustration dazu und nun kommt das Schicksal und reißt mit kalter Hand Kapitel und Illustration aus der historischen Landesbibel! Die Art, wie das Leichenbegängniß gefeiert ward, entsprach der Bedeutung der Verbliebenen für das Land. Außer den langen Reihen der Bürger und Bauern, erblickte man auch Beamten und das Offizierskorps des dort garnisonirenden ungarischen Infanterieregiments Erzherzog Ferdinand Eska und die Knaben des k. k. Erziehungshauses vom Tyroler Jägerregiment folgten als Inbegriff der militärischen Jugend, der muthigen Streiterin zum Grabe. Es war ein echtes Volksfest, eine ungeheuchelte Trauer, kein offizielles Gepränge geleitete die edle Patriotin zur letzten Ruhestätte. Möge ihr die Erde leichter sein, als ihr prüfungsvolles Dasein.

Die Hinterlassenen sind drei Töchter und ein Sohn, der sich den Studien gewidmet und sich bereits auch als Dichter in provinziellen Kreisen hervorgethan hat. Merkwürdig waren die Schicksale der Speckbacher'schen Familie nach der Unterdrückung des Aufstandes, als der Feind im Lande gebot und seine Häfcher die Anführer aufsuchten. Speckbacher lag in Ruhmst eingesperret, bis er Gelegenheit fand nach Steiermark zu entfliehen und nach Wien zu eilen. Der Kapuziner Hospiojer, der noch jetzt in Wien lebt, war auf einen Kirchthurn im Glockenstuhl versteckt, und als das Dorf von feindlichen Soldaten wimmelte, rettete er sich gar in dem Bauch der Glocke selbst, wo er, an den Schwengel festgebunden, mehre Tage in augenscheinlicher Todesgefahr schwebte. Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht unterlassen eine Anekdote zu erzählen, die aus der Zeit herkommt, wo Nordtyrol unter bairischer Hohenheit stand und der jetzige König Ludwig als Kronprinz in Innsbruck seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte. Ich habe sie aus verlässlichem Mund und finde sie höchst charakteristisch für die unverbrüchliche Treue und die feste Zuversicht des Tyroler Volkes in den Tagen der Unterjochung. Der Kronprinz, der es sich natürlich sehr angelegen sein ließ die Volksgunst zu gewinnen, nahm häufig an den Vergnügungen der Bürger Theil, namentlich fand er sich fleißig auf der städtischen Schießstätte ein, wo er mit den Bürgern um die Wette schoß und sich in traulichem Gespräch ergoß. Einst sagte er zu einem der anwesenden Bürger im scherzenden Ton, indem er auf die aber dem Schießhaus flatternden bairischen Fahnen zeigte: Nicht wahr, die bairischen Farben sind doch auch gut und nehmen sich dabei recht stattlich aus? Mir gefallen sie wohl auch, erwiderte der Angeredete der im Herzen gut österreichisch gesinnt war, aber nur in so fern, als das Blau mit der Zeit immer schwarz und das Weiß gelb zu werden pflegt.

IV.

Aus Cöln am Rhein.

Winterphysiognomie der Stadt. — Musikalische Kräfte. — Das niederrheinische Musikfest. — Das vlämische Sängerkfest. — Die Theaterconcession. — Carnevallstreiben.

Die Erde ist verrückt in ihren Angeln, denn während die Franzosen in Afrika erkieren, im Schneegestöber umkommen, Italiens Schönen zu den braccicini ihre Zuflucht nehmen müssen, und selbst Andalusiens feurige Töchter nicht ohne broserillos ausdauern können, weht bei uns milde Frühlingsluft. In unsern Gärten fängt schon Alles an, lenzeslustig zu keimen und zu treiben, und Schreiber dieses hat schon vor einigen Tagen rheinischen Kräuter-Nektar, sogenannten Maiwein, gebraut von frischen Kräutern, die im Freien gewachsen.

Sogar Maikäfer schwärmen, im Felde blüht der Kaps, und der Rhein macht sich so bakig breit, wie wir es sonst an dem Titular-Freiherrn nur im Sommer und beim Eisgange gewohnt sind. In zwei Monaten hat er schon zweimal dem rheinabwärts gelegenen Stadttheile seinen eben nicht angenehmen Besuch abgestattet, und noch jetzt ist die ganze Rheinseite der Stadt überschwemmt. Wir haben noch gar keinen Winter gehabt, *) und wüßten eigentlich nicht, mit welcher Jahreszeit wir es für den Augenblick zu schaffen haben, wenn uns die sogenannten Wintergesellschaften, Concerte, Theater, der Carneval, und vor Allem die unter den geringeren Classen herrschende Noth nicht an den Winter erinnerten. — Für gewisse Classen, als da sind junge hoffnungsvolle Lieutenants, Auscultatoren und Referendäre, einzelne Handelsvolontäre und die Auserwählten unter den jüngeren Commis, ist die Winterfaison bis Carneval die Zeit der angestrengtesten Thätigkeit; denn was müssen da nicht Visiten gemacht, wie viel muß da getanzt, schön gethan, gegessen und getrunken werden, indem jede Woche einen oder zwei tanzende Thees bringt. Einen Adel, welcher, wie in anderen Städten, den Ton angäbe, hat Cöln nicht; es sind bei uns die Kaufleute und einige der ersten Beamten, welche die „Gesellschaft“ machen. Daß sich die Geldaristokraten in äußerer gediegener Pracht, in Pomp und Glanz einander zu überbieten suchen, ist ganz natürlich. Der in diesen Zirkeln herrschende Ton ist aber ein recht angenehmer, ungezwungener; man fühlt die Luft französischer Etikette wehen, welche die in anderen Handels- und Fabrikstädten nicht seltenen, sich dummstolz blühenden Anmaßungen des steif gewordenen Geldsacks bei uns nicht aufkommen läßt, indem sich diese Symptome unserer materiellen Zeit nicht mit dem Grundcharakter des echten Rheinländers in Einklang bringen lassen. Bei uns fühlt der Mensch als Mensch, selbst dem Geldsack gegenüber, noch seinen Werth, und wird auch nach demselben — mag es zuweilen nur bloße Form sein — geschätzt. Unsere Matadore sind meist eingeborne Cölner deren herzlicher Charakter, deren aufrichtige Gemüthlichkeit sich nicht leicht ertöbten läßt; wie hoch auch die Renten steigen, sie sind und bleiben Cölner, und die neuen Ansiedler suchen sich auch mit dem besten Erfolge in dies herkömmliche Wesen zu schicken. — Neben den Privatgesellschaften müssen wir Concerte und Theater als einer Stadt zweiten Ranges nothwendige Winter-Staffage anführen. Alle Virtuosen, wie sie auch nur Namen haben, mögen aber nur umwenden, winkt ihnen von ferne der Domkrahm entgegen, denn bei uns ist kein Heil zu holen. Nicht als wenn hier kein Sinn für Musik wäre; das lassen die Cölner nicht auf sich kommen. Wir haben einen städ-

*) Es wird sich das inzwischen wohl auch in Cöln, wie hier in Leipzig geändert haben. Ann. d. Correct.

tischen Kapellmeister, einen städtischen Singverein, eine Liedertafel und eine musikalische Gesellschaft, alle im schönsten Flor, und so auch einen königlichen Musikdirector mit einer Singakademie, einem Männergesangverein und einer philharmonischen Gesellschaft, welche sich des fröhlichsten Gedeihens erfreuen und in ihren öffentlichen Productionen sich der lebendigsten Theilnahme rühmen dürfen, wie denn die Vereine auch alle tüchtig in ihrer Art sind. Nur ist zu bedauern, daß unter den Priestern der Harmonie stets die größte Disharmonie herrscht, wodurch auf der einen Seite zwar eine anregende Concurrenz hervorgerufen wird, und die ist nie vom Ueigen, auf der anderen aber die Kräfte zu leicht zersplittert werden. Unter der Leitung des städtischen Kapellmeisters Dorn besteht hier auch eine rheinische Musikschule, welche vor der Hand nur sechs Zöglinge zählt, welche in Herrn Dorn und in dem Concertmeister Hartmann ganz ausgezeichnet tüchtige Lehrer haben. Unsere Musikfreunde denken schon an das Niederrheinische Musikfest, welches um Pfingsten in Aachen stattfindet, und zu dem, wie es heißt, schon Herr Musikdirector Mendelssohn-Bartholdy und Fräulein Jenny Lind gewonnen sind. Ein musikalischer Genuß anderer Art soll uns in einem der vlämischen Sängerverse bevorstehen, welches auch zu Anfang Sommers in Cöln gefeiert werden soll. Zur Leitung dieses Festes will man ebenfalls Mendelssohn zu gewinnen suchen. Ob der große deutsch-vlämische Sängerverein, dessen Bildung von den Hauptstädten Flanderns angeregt und unter den Vlamingen mit Jubel aufgenommen worden ist, zu Stande kommt, ist eine andere Frage. In Cöln hat sich zur weiteren Förderung dieses Projectes auf deutscher Seite der Männergesangverein an die Spitze gestellt. Es kommt darauf an, ob die Idee unter den rheinischen Städten Anklang findet.

Unser Theater ist nur mittelmäßig besucht, so daß die Direction in diesem Winter eben keine Seide spinnen kann. Um die Concession haben sich bis dahin eilf Directoren beworben — für Cöln die ominöse Zahl der Narren. Ueber die Ertheilung der Concession entscheidet ein aus neun Mitgliedern bestehendes Theater-Comité unter dem Vorsitz des Oberbürgermeisters oder eines Stellvertreters desselben. Die früher von dem Theater-Comité und dem zeitigen Director privatim festgestellten Bedingungen sind jetzt vom Oberpräsidium genehmigt, und muß sich derjenige welcher die Concession erlangen will, denselben notwendig fügen. Auf Antrag des Oberbürgermeisters kann dem Director oder Unternehmer sofort, mit einer bestimmten Kündigungsfrist, die Concession entzogen werden, im Falle er den in den Bedingungen vorgeschriebenen Punkten nicht nachkommt. Ohne Erlaubniß des Oberpräsidiums und des Oberbürgermeisters kann der Unternehmer die Concession keinem andern übertragen.

In allen niederrheinischen Städten spukt die Carnevalslust, und
Grenzboten, 1846. I.

hier ist ein Narren-Treiben und Leben, wie wir es seit Jahren nicht mehr gesehen haben. Es bestehen Carnevals-Gesellschaften, jetzt drei, welche jede, in ihrer Weise, an der Verherrlichung des Festes arbeitet. In der Doffentlichkeit wird die Narrenfeier in diesem Jahre ganz zuverlässig recht toll und bunt, da es an Stoff zu Wis, Scherz, Humor und Satyre durchaus nicht gebricht, und die Grundidee des Festspiels der großen Carnevals-Gesellschaft „Gründung einer Narren-Colonie an der Weinküste“ der tollen Narrenlaune ein zweites und leicht zu bebauendes Feld bietet. Nach verschiedenen Seiten hin speien die Gegner des Festes ihren Eifer und Geifer gegen dasselbe, weil sie darin eine Demoralisation des Volkes finden wollen. Die Reformation der socialen Verhältnisse welche sie wünschen, würde selbst, mit der Unterdrückung eines Festes, wie der Carneval immer um kein Haar breit gefördert sein. Wahr ist's, die Noth ist im Allgemeinen sehr drückend in diesem Winter, doch werden gerade auch die Faschingsfeierlichkeiten den Armen manche Spenden, Vielen auch Erwerb zustießen lassen. Die große Carnevals-Gesellschaft hat schon dem Oberbürgermeister-Amte tausend Thaler übermacht, um sie zur Beschaffung von Lebensmitteln zu verwenden. Die Wohlthätigkeit ist überhaupt in dem Maße thätig, als sich Elend und Noth kund geben und man kann es offen sagen, daß sich Köln, wo es Gutes zu thun gilt, immer noch ausgezeichnet hat.

V.

Hekla und Krabla.

Von einem Lyriker.

Da tobt und lärmt der Hekla schon seit Wochen und Monaten, schießt grandiose Feuersäulen gen Himmel und Ströme von Flammen ins Meer, und entwickelt so unendliche und erhabene Romantik, als man es von einem urgermanischen Gemüthe nur erwarten kann, und keine Seele, nicht einmal die eines Zeitungschreibers bedenkt ihn nur mit einem Worte der Anerkennung, nur mit einer Notiz tief unten im Winkel des großbogigen Journals. — Ist das nicht tragisch? und noch tragischer, wenn man bedenkt, was der Hekla einstens war, die Heimat romanischster Märchen, die erhabene Leuchte fecker Norrlandsfahrer. Menzel, der einst blitzbewaffnete kann nicht rührender sein, wenn er noch jetzt wie einst, als tobender Alte in alle Welt hinausschreit und lamentirt, und sich keine Seele um ihn kümmert. Alles dieses weiß und fühlt der Nachbar des Hekla, der alte, ausgebrannte, ruhige, weise Krabla, und mitleidig die Achseln zuckend und sein schneeiges Haupt schüttelnd spricht er zum Hekla hingewandt:

Sieh dich zur Ruh bewegt Gemüth! — wie sehr du auch tobest und deine glühenden Steine gleich flammenden Liedern in alle

Welt hinaus schleuderst und als echtes Genie dein glühendes Herzblut aus allen Aderu strömen lässest, und die Nacht um dich erhellst, es kümmert sich keine Seele um dich, selbst nicht unsere lieben Anverwandten und Bettern, die gemüthlichen Feuerspeier in Deutschland. Achtzig Jahre hast du geschlummert; freilich eine kurze Frist im Leben eines Vulcans, aber eine historische Periode für kleine Menschen. Es hat sich viel geändert in dieser kurzen Zeit. Die Deutschen bilden sich jetzt ein, praktisch geworden zu sein, und machen ernste utilitarische Gesichter. Magst du noch so schön wüthen, es ehrt sie nicht mehr, wenn sie nicht den Nutzen davon sehen. Du mußt ein Antiquitätencustos sein, wie der Vesuv, oder ein Cabinetsstück, das man einem nordischen Barbaren als Rarität zeigt, wie der Aetna, oder du mußt wie unser Bruder in Südamerika den Leuten gebratene Fische ins Maul werfen, dann wirst du Glück machen, und Servinus wird dich loben. Den großen unberechenbaren Nutzen, den du ihnen als ewige Fontanelle der alten Erde, als erschütternder, aufrüttelnder Reiniger von Luft und Meere gewährst, den sehen sie nicht mehr, für diese Tiefen haben sie den Blick verloren. Nur Eines kann dich noch retten; wenn sie noch bemerken, daß du im Geyser breite Bettelsuppen kochst, so bekommst du noch ein großes Publicum. Sie haben jetzt alles en miniature: einen kleinen Napoleon, einen kleinen Luther, kleine Hutten, kleine Neroen, kleine Messalinen und Pompadoure, kleine Hansen, kleine Flotten, kleine Revolutionen, kleine Martyrthümer, kleine Religionen, kleine Reformationen, kleine Tugenden, kleine Laster. So haben sie sich auch kleine feuerpeiende Berge zum Privatgebrauche beigelegt, und fast jede kleine Provinzialstadt hat einen kleinen Communal-Krater.

Ja, theurer Bruder Hekla, die Zeit der einzelnen Großen ist vorüber, und die Zeit der vielen Kleinen hat ihre Stelle eingenommen. Dies Eine kann ich dir nur noch zum Troste sagen, wenn du ausgebrannt und todt sein wirst, wird dein Portrait von irgend Einem, der dich nie gesehen, sprechend ähnlich gemahlt in Europa herumziehen und bewundert, ja vielleicht gar besungen werden; gerade so wie dieß geschehen ist, als sich der Polnische Krater ausgetobt und zu Schlacken verkohlt hatte.

Deine Liebenswürdigkeit, daß du dich auf einen Posten gestellt, wo du keins der fünf Welttheile genirst, und allen zugleich nüttest, wird dir niemand danken. — Du mußt dich für eine Nationalität erklären, und in nationalem Sinne toben, zerstören, verbrennen, dann bist du ein Held, ein großer Mann, ein Gott. Mit deiner kosmopolitischen Weltansicht vom erhabenen Standpunkte der Insel Thule bist du ein utopischer Träumer, oder ein Schwärmer mit subversiven Tendenzen. Lacrymae Christi mußt du weinen, wie der Vesuv! Dyne legtere, obwohl sie stark mit römischen und

andern wälschen Süßigkeiten versetzt, selten von reinem Feuer ausgekocht und schlechter als ihr Ruf sind, geht es heut zu Tage selbst im protestantischen Deutschland nicht mehr. O, glaube mir, der Schmerzliche erfahren, selbst unser berühmter Becherkönig von Thule, dem nichts über den Becher ging, und der als Göthischer König einen classischen Geschmack haben sollte, liebt diese lacrymae mehr als gut ist für sein nüchternes, nordländisches Reich.

Da du aber doch so ehrgeizig bist, und noch jetzt, wie zu Anfang meiner Rede, genial weiter tobst, so will ich dir einen Rath geben und dir den Weg zeigen, auf welchem du zu deinem Ziele und zu glänzendem Ruhme gelangen kannst. Die Geologie, wie die Menschen unsere Psychologie und Physiologie nennen, sagt, daß wir eigentlich mit der ganzen Erde zusammenhängen, und es nur Zufall ist, wenn wir uns eben da oder dort offenbaren. Wie wäre es, wenn du deinen einsamen Standpunkt auf dieser öden Insel verliesest, und irgendwo mitten in der civilisirten Welt zum Vorschein kämest, z. B. auf dem Kreuzberge bei Berlin? — Es wird dich wenig Mühe kosten, den mit Noth dort zusammengehäuften Sand zu durchbrechen. Dann wirf deine Steine und deine Lava „über Alles hinaus,“ und du bist gerettet; dein Name wird ewig fortglänzen in der Geschichte, wie der Name eines Hegelianers. Da wir glücklicher Weise, trotz unserer germanischen Wurzeln, nicht zur deutschen Einheit gehören, wird man dich als isländischen Deputirten nicht so leicht fortschaffen können, wie etwa einen badischen. Man wird dich also zu gewinnen suchen, du kannst noch Hofdemagog oder Hofrath werden. Förster wird dich besingen und der Rheinische Beobachter wird dich als einen, der den rechten Weg gefunden, loben und preisen. O Freund, unsere Zeit hat zwar keine Mausoleen oder olympische Lorbeerkränze, aber sie hat noch Professoren, die solche negative Verdienste zu loben wissen. Sa! Negation hat die Stelle der alten Tugenden, der Wirksamkeit, der Aufopferungslust abgelöst. Bist du ein Conservativer und guter Unterthan, so brauchst du nur Nichts zu thun, um einen edlen wohlmeinenden Staatsbürger vorzustellen! bist du ein Liberaler, so hast du dieses Nichtsthun, das wirklich nichts ist als ein dolce far niente, nur zu negiren, um ein Held, ein zweiter Curtius und Brutus zu werden. Verachtest du aber beides, — was ich, offenherzig gesagt, deiner edlen Seele zutraue, — so schweige, schreie mir nicht die Ohren voll, und mache dich nicht lächerlich, wie Lamartine in seiner „erhabenen“ Einsamkeit, oder wie ein auf preußische Verfassungen Hoffender, oder wie Einer, der in Deutschland vom Selbstgouvernement spricht. Ziehe dich schweigend in dich selbst zurück, wie es in unserer Zeit auch andere feuerspeiende Berge, z. B. Borne und Hutten thun würden, und wie ich es selbst thue, ich dein wohlmeinender Freund Krabla.

VI.

Volkschriftenthum.

Die Kritik steht dem sogenannten Volkschriftenthume der neuesten Zeit verlegen gegenüber. Sie erkennt dessen unermeßliche Wichtigkeit an und hat doch noch ihre Meßstiche und Nichtscheite für die literarische Beurtheilung der einzelnen Erscheinungen desselben nicht eingerichtet. Sie steht auch hier in einer ganz andern Stellung zum Publicum als bei jedem andern Buche; dort will sie dem Publicum sagen, dies und dies ist anzuempfehlen, dies und dies zu verwerfen. Es giebt sehr große Leserkreise, welche vorzugsweise nach der Kritik kaufen. Allein das Publicum der Volkschriften bekommt meistens keine einzige gedruckte Kritik in die Hand, und außerdem stellt es ganz andere Anforderungen an seine Bücher, als die Kritik. Beim Volke ist's die von Munde zu Munde gehende Kritik, die naive, unmittelbare, subjective Aeußerung der Empfindung bei Lesung der einen oder andern Schrift, welche deren Verbreitung bewirkt. Das Interesse des Volkes treffen, es amüßren und unvermerkt, aber consequent eine bestimmte Gedankrichtung in ihm anregen — darin liegt die Aufgabe des Volkschriftenthums und besonders jenes einen Zweiges desselben, welcher sich als Taschenbuch- oder Kalenderliteratur äußert. Die Kalenderliteratur hat sich, selbst bevor noch das eigenthümliche moderne Volkschriftenthum so mächtig wurde, außerordentlich gehoben; besonders waren für Verbesserung der literarischen Beigaben der Kalender gewisse ökonomische, gewerbwissenschaftliche und andere Vereine thätig. Allein, gestehen wir es offen, diese Kalender vermochten doch nicht jene ungeheure Verbreitung gerade in den niedersten, der Bildung bedürftigsten Kreisen zu finden, wie z. B. Nuerbach's Gevattersmann für 1845 welcher in einem Jahre sich in 140,000 Exemplaren verkaufte. Ja, gerad im Volke hörte man oft die Klage, die neuen Kalender seien zwar recht schön, aber so befreunden könne man sich doch nicht mit ihnen, wie mit den alten Kalendern auf häßlich-grauem Papier, in roth und schwarzen Lettern und — besonders mit den spaßhaften Anekdoten und Geschichten. Diese verbesserten Kalender waren dem Volke zu schulmeisterlich; wenn der Mann des Volkes nach schwerer Arbeit einmal zum Lesen kommt, will er nicht immer wieder von seiner Arbeit hören und auch nicht jene Geschichten, welche freilich heut noch Viele für ächt volkshümlich halten, wie Hans und Grete sehr arm und sehr tugendsam waren, sich außerordentlich liebten, endlich zur Hochzeitsfeier so viel Geld erspart hatten, daß sie eine Gans kaufen und schlachten konnten — um nachher weiter zu hungern. Das Volk will etwas Herzerfrischendes aus seinem Leben hören oder aus dem Leben seiner Kreise etwas Praktisches lernen. Dies nun auf eine Weise vermitteln, daß es selber nicht bemerkt, wie

der Erzähler sich's zur Aufgabe machte, gleichzeitig seine Ideenwelt auch auf höhere Strebungen hinzulenken, muß sonach die Hauptaufgabe der heutigen Kalenderliteratur sein. Und dazu ein Bild. Das Bild braucht nicht künstlerisch schön zu sein; aber es muß „packen“ — man verzeihe diesen Ausdruck; es ist der einzig passende. — Diese Anforderungen sämmtlich erfüllen allerdings viele der neuern und illustrierten Volkskalender; doch vor allen der „Gevattersmann.“ Besonders auch darum, weil in seine gemüthliche Behaglichkeit nirgends der Hauch des Gemachten und Absichtlichen hereinweht, weil seine Moral und seine Belehrung so vollkommen natürlich und nächstliegend ist. Jetzt kam er denn zum Zweitemale und bietet sogar noch weit reichere Abwechslung, als in seinem ersten Jahrgang. Aber damit soll nicht gesagt sein, dieser zweite Jahrgang sei noch besser und zweckmäßiger als der erste. Ja, man möchte jenen wohl vorzüglicher nennen; es ist hier manche anekdotische Erzählung, die sogar wegzuwünschen wäre, weil sie eben ganz bedeutungslos. Allein dafür entschädigen wieder andere Artikel im reichsten Maas, und als die Krone aller ist jedenfalls die Erzählung vom „Kindsmord“ zu nennen. Auf diesen vierzehn Seiten ist wahrlich mehr Stoff zu Betrachtungen und Nachdenken gegeben, ist mehr wahres und volles Leben gezeichnet, als sonst mitunter in mancher zwanzigbogigen Schrift. — Dicht neben diesen Kalender, dem man in seinem ganzen Charakter den Süddeutschen anmerkt, muß der viel ernstere Norddeutsche, der „Dübener Volksbote“ gestellt werden. Er enthält neben kleinen Geschichten vorzüglich auch eine Menge gemeinnützlicher Belehrungen, Recepte für Haus- und Landwirthschaft u. s. w. Besonders erwähnenswerth erscheint außerdem auch für Kreise, die sich nicht zum Volke rechnen, die Sammlung charakteristischer platt- deutscher Sprichwörter — ein prächtiges Spiegelbild des norddeutschen Volkes. Leider fehlen jedoch dem Kalender Illustrationen. — Diese bietet nun in reicher Auswahl der „Österreichische Volkskalender“ von F. K. Vogl, welcher mit 1846 seinen zweiten Jahrgang erlebt und bereits in seinem ersten Jahrgang zweimal aufgelegt werden mußte. Seinem Inhalte nach schließt er sich an die beiden genannten an, entbehrt aber der charakteristischen Färbung ihrer Volksgeschichten. Außerdem tritt er zu absolut didaktisch auf; er enthält für einen Volkskalender zu viel rein historisches, Statistisches, Ethnographisches ohne Hindeutung auf die aus derartigen Resultaten der Gelehrsamkeit zu ziehenden Anwendungen auf die Zustände der Gegenwart und die Bedürfnisse der Zukunft. Vielleicht mag die strenge österreichische Censur einen nicht ganz unbedeutenden Theil der Schuld an diesem Mangel tragen. — Der erste Versuch eines historischen Taschenbuchs für das Volk ist „Der Tribun“, herausgegeben von Adolf Vock. Als Versuch ist es gelungen; allein zu einem wirklich tief eindringenden und mächtigen

Buch fehlen ihm doch die vollen Elemente. „Wir bestrebten uns für das größere gebildete Publicum zu schreiben“ — sagt die Einleitung; „versuchten Stoffe, die in der Gelehrtenwelt schon mannigfach genug abgewogen zu sein schienen, um im Resultat ergriffen zu werden, für Diejenigen zugänglich zu machen, denen die Welt der Folianten und des gelehrten Apparats fern liegt. Und wenn wir bemerken, daß unsere Tendenz war, aus dem Volke für das Volk in seiner Kraft und seiner Schwäche, in seinem Glanz und seinen Verirrungen zu reden, und die Höfe, die der Lobredner schon so viele fanden — bis auf den gewigtesten Opponenten unter den Hofleuten, den Hofnarren — planmäßig zu vermeiden, so ist der Titel des Taschenbuchs vielleicht gerechtfertigt u. s. w.“ Die Grundsätze sind, wie man sieht, vollkommen richtig. Aber es kam nun auf Verwirklichung derselben an, es kam darauf an, die „Lehre“ aus der Gelehrsamkeit herauszustellen. Dazu sind jedoch die Aufsätze dieses Taschenbuchs nicht geeignet, weil zu verschiedenartigen Nationalitäten, Specialitäten und Perioden geltend. Sogar eigentlich nur zwei derselben „über die Bedeutung des zweiten Pariser Friedens für Deutschland,“ sowie „über Hofnarren“ schienen speciell auf das gesetzte Ziel loszusteuern, welches der Verf. in den Worten anzeigt: „uns gilt die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen.“ Ist nun sonach mit diesem ersten Jahrgang der Plan des Taschenbuchs noch nicht erreicht, so ist es trotzdem ein sehr willkommener Anfang, dem man herzlich Glück für seinen Fortgang wünschen muß.

— A. —

VII.

N o t i z.

Der grammaticalische Censor.

— In der Augsburger Allgemeinen ist unlängst ein grammaticalscher Censor aufgetreten, welcher der Zeitungspreffe einen schrecklichen Sündenpiegel vorhielt; und gewiß, alle deutschen Redactoren und Correspondenten, die in diesen Spiegel sahen, haben Grund, an ihre Brust zu schlagen und zu rufen: Ja, wir haben uns tausendmal versündigt an unserer ehrbaren Muttersprache! Zahllose Nebenwörter haben wir mißbraucht; unzählige Mittelwörter haben wir verkrüppelt; in Superlativen haben wir geschwelgt und geschwindelt, und wie oft haben wir in dramatischer Aufwallung statt des besonnenen deutsch ruhigen: „Zwar“ das „französelnde: Es ist wahr!“ gerufen! Bestehen wir's, wir verdienen die Ruthe des Sprachmeisters. In allem Ernst, der Sprachcensor hatte in vielen Einzelheiten Recht und fern sei es von uns, den eifertigen und doch schwerfälligen Wiederkäuferstyl unserer Zeitungscorrespondenten als Muster aufzustellen. Schon die Beschaffenheit des Gepäcks, das sie führen, und die über-

triebene Vorsicht, die sie bei aller Hast anwenden müssen, um nicht in verbotene Geise zu gerathen, schon dies macht, daß sie, über Stock und Stein rumpelnd, bald hier und bald dort stolpern und anstoßen. Die Scheere des politischen Censors hängt zu drohend über ihrem Haupt, als daß sie Zeit hätten, an die Sonde des grammatischen Censors zu denken. Also, die Sprachmeisterei war nicht ungegründet. Nur hätten wir gewünscht, daß sie ein wenig auch in höhere Regionen sich verfliegen hätte. Was sind alle unbefugten Beiwörter, alle berauschten Superlative und alle unruhköpfigen Interjectionen gegen die Ausländerei, die absolutistische Willkür und die egyptische Dunkelheit in unserm offiziellen Deutsch? Alle Sünden der Zeitungspreß sind wahre Mücken gegen den großen Elephanten, der in Gesetzbüchern, Polizei-, Kanzlei- und Cabinetserlassen unsere schöne Muttersprache mit Füßen tritt. Als glänzendes Beispiel aus neuester Zeit stehe hier eine Periode, welche die Ehre hat, von einem deutschen Minister verfaßt zu sein, und die wir zufällig in einer Erklärung des ehrwürdigen E. M. Arndt (in der Augsburger Allgemeinen Zeitung) angeführt fanden. Sie stammt aus den „Jahrbüchern für preussische Gesetzgebung“. Man höre: „Einen in der That mehr als lächerlichen Beweis der Unreife des Nachdenkens des Verfassers gibt derselbe, indem er die Behauptung, daß die über die auf einem unter den in Beschlagnahme genommenen Papieren befindlichen Zettel enthaltenen Worte „Ein Paar Executionen und die Sache hat ein Ende.“ Wenn ein Prediger erschossen wird, hat die ganze Sache ein Ende.““ gegebene Erklärung, daß sie eine Abschrift der Bemerkungen seien, die der König Friedrich Wilhelm III. im Jahre 1813 am Rande des ihm vorgelegten Entwurfs der Landsturmordnung geschrieben habe, blindlings als Wahrheit hinschreibt.“ — O du, die du, der du, das du! Wer diese Periode, in der ein Heuwagen dreimal umwenden kann, nach einmaligem Durchlesen verstanden hat, dem votiren wir den Ruffknäckerorden erster Classe. Da ist freilich nichts Flunkriges und Französelndes zu bemerken. Aber muß man denn gezwungen sein, über einen Satz, mehr als sein Inhalt werth ist, sich den Kopf zu zerbrechen, wenn er würdig und ehrbar deutsch sein soll? In solchem, und noch viel, viel ärgerem Styl werden bei uns Gesetze gegeben und dem Volke seine Rechtszustände — „erklärt“; gar nicht zu reden von der juristischen Terminologie, für die der gemeine Mann nicht genug Advocaten und Fremdwörterbücher hat. Wäre es nicht billig und anständig, daß man da oben, wo es jedem Glückswunsch gegegenüber nationale Ausreden gibt, wenigstens so national wäre, ein bißchen besser deutsch zu reden.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.

Druck von Friedrich Andra.